



Abend.

Zeitung.

290.

Donnerstag, am 4. December 1834.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Die Kaisertochter.

Ballade.

Ein edler Ritter, schön und tapfer, brannte
Für seines Kaisers holdes Töchterlein;
Schon luden ihn der Gegenliebe Bande
Zum heil'gen Schwur der ew'gen Treue ein.
Doch sollt' er seinen Eid dem Herrscher brechen?
Sollt' er es wagen, um Echlorindens Hand
Den mächtigen Gesalbten anzusprechen,
Er, der so fern vom Kaisersitze stand?

Drum riß er sich von der Geliebten Herzen,
Im fernen Kampfe einer fremden Welt
Den schweren Schlag des Schicksals zu verschmerzen,
Und könnt' er's nicht, zu fallen als ein Held!
Doch eh' er noch des Landes Grenz' erreicht,
Hat ihn ein schleichend Fieber hingestreckt.
Und wie der Tod sich nach dem Herzen schleicht,
Wird seine Sehnsucht mächtig aufgeweckt!

„Ach! würde, eh' die letzten Kräfte schwinden,
Geliebte, mir noch Deines Anblicks Lust!“ —
Da naht ein Engel ihm — er gleicht Echlorinden,
Sie ist's! und wirft sich an des Jünglings Brust! —
Der Tod, sollt' er zum ew'gen Abschied winken,
Zerstören grausam solcher Liebe Glück?
Er läßt gerührt die droh'nde Waffe sinken,
Und wendet schnell das eilende Geschick!

Der Ritter richtet sich mit Wonnebeben
Empor und hängt an der Geliebten Mund —
Wie sie der Liebe Segnungen umschweben,
Geschlossen wird der Treue reiner Bund! — —

Doch schmerzlich senkt, in dumpfen Schmerz verloren,
Der alte Kaiser heim sein graues Haupt.
Wie Donnerworte tönt' es ihm zu Ohren:
„Echlorinde, Deine Tochter, ist geraubt!“

Auf schnellern Rosse sprengt nun behende
Nach Süd und Nord der Ritter Schwarm in Eil;
Der Kaiser schwört es: wer die Tochter fände,
Des Reiches Krone werde ihm zu Theil!
Doch Keiner kann das hohe Erb' erringen,
Sie kehren All' mit schmerzlichem Gesicht,
Die schlimme Botschaft trauernd heimzubringen:
„Wir fanden, Herr, die wir gesucht, nicht!“

In wildverstecktem Thale wohnt verborgen
Ein frommer Greis in stiller Einsamkeit,
Geschieden von der Erde Lust und Sorgen,
Hat er dem Dienst des Himmels sich geweiht.
Hier lebt auch, sich'rer vor des Spähers Blicke,
Das treue Paar im kühlen Schattenthain;
Nichts fehlet ihm zum Frieden und zum Glücke,
Ach! als des Vaters Segenswunsch allein! —

Zween volle Monde waren hingegangen,
Da wogt' es her vom nahen Meeresstrand!
Es wehten Fahnen — Schild und Schwerter klangen,
Der Feinde Schlachtruf tönt' durch's Vaterland!
Da drängt Waffengluth den Jüngling mächtig,
Echlorinden reißt er an sein schlagend Herz:
„Leb' wohl! für Deines Vaters Segen fecht' ich!“
Er ruft's und schaut begeistert himmelwärts!

Echlorinde wirft mit brünstigem Gefühle
Sich auf die Knie' vor Gottes Antlitz hin:
„O schütz' ihn, Ew'ger, in dem Schlachtgewühle!
Ich fühl's, daß ich allein die Schuld'ge bin!“ —

Der Ritter drängt sich an des Herrschers Seite,
In schwarzer Rüstung, schweigend, ungekannt —
Manch' feindlich Blut wird seines Schwertes Beute,
Manch' Todesstreich vom Kaiserhaupt gewandt!

Bald sind die stolzen Feinde überwunden,
Sie flieh'n in wilder Flucht, mit Blut bespritzt,
Der schwarze Ritter aber ist verschwunden,
Der heldenmüthig seinen Herrn beschützt! —
Der Kaiser stand, vom Sieg gekrönt, am Strande
Und schaute finst'ren Blickes über's Meer,
Und schaute finster von dem Meer zum Lande
Und auf sein glänzend, waffenkund'ges Heer.

„Gehorsam“, spricht er, „folget meinen Winken,
So weit mein Herrscheramt Befehle gibt!
Der Fremde bebt, wo meine Waffen blinken,
Indeß mein Volk mich treu und herzlich liebt!
Den Kaiser kröntest du auf allen Wegen
Mit deinem höchsten Glanze, grausam Glück!
Warum behieltest du nicht einen Segen,
Nicht einen für das Vaterherz zurück?“

Da drängt ein edles Paar sich durch die Reihen,
Und knieet still vor dem Erstaunten hin:
„O kannst Du uns, den Neuigen, verzeihen?
Die Liebe, ach! bethörte unsern Sinn!“
Und nach den Fleh'nden wenden alle Blicke
Sich schnell — es wird ein leises Flüstern laut:
„Der schwarze Ritter — seht — er kommt zurücke —
Ha, mit Chlorinden, seiner hohen Braut!“ —

Der Kaiser — lange stand er starr und schweigend,
Dann hemmt er länger nicht der Thränen Lauf,
Und zu den Liebenden herab sich neigend,
Hebt er sie sanft zu seinem Herzen auf!
„O meine Kinder! Segen Eurem Bunde!
Ihr bringt mir heut des Glückes schönstes Theil!“
Er ruft's und jubelnd tönt es in der Kunde;
„Heil Euch, und unserm großen Kaiser, Heil!“
Julius Hammer.

Kann das Reiten als eine der weiblichen
Jugend angemessene Leibesübung anempfohlen
werden?

Kraft erwart' ich vom Mann', des Befehles
Würde behaupt' er;
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche
das Weib;
Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche
Schönheit;
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß, weil
sie sich zeigt.
Schiller.

Hat man auch über das Reiten der Frauen noch
wenig geschrieben, so ist doch darüber desto mehr pro

und contra gesprochen worden. Die Stimmen sind über diesen Punkt immer getheilt. Einige, sowohl Männer als Frauen, erklären es für unanständig und unnütz; Andere für passend und der Gesundheit zuträglich. Doch ist das Reiten der Frauen in keinem Lande allgemein herrschende Sitte geworden, und bei uns zumal gehört eine reitende Dame zu den selteneren Erscheinungen. Früher war es aus mancherlei Ursachen allgemeiner und schon in den ältesten Zeiten ritten nicht nur Männer, sondern auch Frauen auf Pferden sowohl, als auch auf anderen Thieren, wie z. B. auf Kameelen, Maulthieren und Eseln im Morgenlande. Schon um 2000 v. Chr. Geb. ritt, wie wir 1. Mos. 24, 61. lesen, Rebecca, Isaac's Braut, auf einem Kameel. Die Krieger ritten schon um 1900 und 1000 v. Chr. zu Jacob's (1. Mos. 49, 17.) und Hiob's (Cap. 39, 18.) Zeiten auf Pferden. Doch ritt man im Alterthume nicht sowohl zum Vergnügen oder um sich eine heilsame Leibesbewegung zu machen, als vielmehr nur im Kriege und auf Reisen, und deshalb mögen wohl die Frauen des Alterthums, in Ermangelung eines bequemern Fortkommens, geritten haben, ohne geübte und schulgerechte Reiterinnen gewesen zu seyn. Im Mittelalter aber war das Reiten unter den Frauen noch allgemeine Sitte, denn zu dieser Zeit hat es allerdings große Fürstinnen, schöne Prinzessinnen, kriegerische Frauen gegeben, welche theils im Kriege, theils auf der Jagd *), theils auf Reisen und zur Lust geschickt und keck ritten, und sogar muthvolle Koffebändigerinnen waren. Bis zum Jahre 1380 ritten die Frauen in Frankreich nach Art der Männer; von dieser Zeit an aber begannen die Quersättel in Gebrauch zu kommen, welche Anna von Luxemburg, Gemahlin Richard's II. (1377—1399), nach England verpflanzte, weil sie das Reiten auf Quersätteln für Frauen passender und anständiger fand. Je milder aber die Sitten geworden und je mehr es aufgehört hat, nach Erfindung der Kutschen Bedürfnis zu seyn, desto mehr hat sich auch die Sitte des Reitens unter den Frauen verloren, und bei weitem der größte Theil zieht es vor, in unsern jetzt so bequemen Wagen zu sitzen und von den schnellen Rossen sich ziehen zu lassen, als sich dem Rücken des muthigen Thieres anzuvertrauen. In England, dem Lande, wo die Großen sich gegenseitig ihre Frauen zuweilen noch

*) Die schöne Maria von Burgund, Maximilian's I. Gemahlin, starb 1483 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde auf der Jagd.

abtreten *) (man denke an Lady Hamilton u. a.) und die Gemeinen ihre Frauen mit einem Stricke um den Hals auf dem Markte verkaufen, ist das Reiten unter den Frauen noch am meisten üblich. Obgleich wir nun keineswegs behaupten wollen, daß die jetzige Weise zu reiten auf dem Quersattel für Frauen unanständig sey; im Gegentheil selbst eingestehen, daß eine im geschmackvollen Amazonenkleide also reitende Dame sich dem Auge sehr vortheilhaft zeigt; so wissen doch die Frauen sehr wohl, daß es noch andere Gelegenheiten gibt, wo sie den Reiz ihres Gliederbaues und die Grazie in ihren Bewegungen noch in ein weit heller strahlendes Licht setzen können, ohne der Zartheit ihres Geschlechts entgegen zu treten und ohne Gefahr zu laufen, den Vorwurf zu hören: daß sie der Weiblichkeit entsagt und sie mit der Männlichkeit vertauscht hätten. Denn nicht leicht möchte eine junge Dame, und säße sie auch noch so schön zu Pferde, es für Artigkeit halten oder für eine Schmeichelei aufnehmen, wenn man sie mit einem Husaren vergliche oder ihr versicherte, daß ihr nichts weiter fehle, um ein schöner Dragoner zu seyn, als Bart und Säbel.

Wollen wir nun auch die Frauen spazieren reiten lassen, so kann es doch niemals eine gymnastische Uebung für die weibliche Jugend werden, da das Reiten auf dem Quersattel immer nur ein halbes Reiten ist, und nie regel- und schulgerecht werden, noch die Glieder so kräftig und schön ausbilden kann, wie das Reiten nach Art der Männer, wobei allein ein Pferd mit Kunst und Kraft regiert werden kann. Nach dieser Art zu reiten, würde aber für die weibliche Jugend sowohl schädlich und unanständig als auch unweiblich seyn. Das Reiten ist allerdings wohl eine Kunst, aber unter die schönen Künste zählt man sie nicht, weil sie kein ideales Kunstwerk liefern kann. So haben wir kein Beispiel davon bei den Griechen im alten Hellenas, die doch selbst im schönen Geschlechte die Grazie mit Kraft vereint wissen wollten und die in Naturschönheit gewiß als Kunsttrichter gelten können. Weder von einer reitenden Göttin oder Nymphe, noch sonst von einer reitenden Schönen wird uns etwas berichtet, wenn auch Jupiter die Europa auf einem Stiere

*) Wohl könnte auch unser Vaterland einige ähnliche Beispiele aufweisen; doch gehört dieser Handel überhaupt bei uns Deutschen unter die selteneren Erscheinungen, während in England man häufig die Weiber als Handelsartikel betrachtet.

entführte und Dannecker's Ariadne auf einem Leoparden ruht, wiewohl die Griechen selbst den Mufen das luftwandelnde Flügelroß Pegasus beilegten und die jungfräuliche Göttin Diana zu einer gewaltigen Jägerin machten, welche mit Köcher und Bogen, von ihren Nymphen begleitet, die Berge und Wälder jagend durchstreifte. Die Göttinnen fuhren in zierlichen Wagen, Juno gezogen von Pfauen, Venus von Schwänen, Diana von Rossen, Cybele von Löwen und Ceres von Drachen.

Niemand wird es leugnen, daß das Reiten der weiblichen Zartheit, sowie die Gelehrsamkeit der weiblichen Bestimmung entgegen ist und nur als Ausnahme gelten kann, wie denn auch die kriegerischen Frauen nur seltene Erscheinungen sind, und „Regentinnen aufhören, Frauen zu seyn, wenn sie den Thron bestiegen“, wie irgendwo ein Schriftsteller sagt.

Wenn daher geschickte Reiterinnen immer nur Ausnahmen von der Regel bleiben werden, so möchten wohl die Frauen eine Kunst, die ihrem Wesen und ihrer Bestimmung, welche nur holde Anmuth mit sanfter Zartheit vereinigen soll, nicht angemessen ist, und in welcher sie es schwerlich zu einer Vollkommenheit bringen werden, den Männern überlassen!

A. Werner,
Lieutenant v. d. Armee.

F r a n k l i n.

Einige Zeit, nachdem Franklin ein Journal herauszugeben angefangen hatte, worin er mit vieler Kühnheit das öffentliche Benahmen einiger einflußreichen Personen in Philadelphia mit strengem Tadel rügte, glaubten einige seiner Gönner und Freunde, ihn auf die Unvorsichtigkeit eines solchen Schrittes aufmerksam machen und warnen zu müssen. Der Doctor hörte ihre Vorstellungen und Ermahnungen mit aller Gelassenheit an und lud sie zu Tische ein, indem er sie bat, Alle, die sich über ihn zu beklagen hätten, mitzubringen. Die Gäste erschienen, wurden von Franklin mit aller Herzlichkeit aufgenommen, gaben ihm die besten Rathschläge, wie er es künftig mit der Herausgabe seines Blattes halten sollte, und waren voll Klugheit und Verstand. Endlich wurde gemeldet, daß das Essen aufgetragen sey, und man begab sich in ein anstößendes Gemach, um sich zu Tische zu setzen. Allein wie betroffen sahen sich die Gäste an, als sie die Tafel mit nichts als mit zwei elenden Puddings und

einem Krug Wasser bestellt fanden. Man nahm davon, aber Niemand konnte einen Bissen hinunterbringen. Nur der Doctor griff rüstig zu und ermunterte die Freunde, seinem Beispiele zu folgen. Allein bei dem besten Willen waren sie es nicht im Stande.

Endlich, als der Doctor sah, daß alle seine Zusprache vergeblich war, erhob er sich und sagte: „Meine lieben Freunde, ein Mensch, der von Sägespähn-Pudding und Wasser leben kann, braucht keine Gönner.“

Ldr.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Paris.

(Beschluß).

Karl VII., mit fortgerissen beim Verfolgen der Engländer, die er in der Ebene von Saint Denis arbeitet, kommt nach Paris, das damals Clifford besetzt hält. Er würde seine Unvorsichtigkeit theuer haben bezahlen müssen, wenn ihm nicht Galour, der Läufer von Notre-Dame, begegnet wäre, der in diesem Augenblicke nicht total betrunken ist, und ihm daher anbietet, ihn in seinen Thürmen verborgen zu halten. Statt sich aber verborgen zu halten, läuft der galante König des Nachts auf der Plateform umher und faßt zufällig den Frauenzimmern an die Händchen und Taillen. Galour's Richte kommt mit 200 Küssen los, aber Therese, die Geliebte des Studenten Lubert, freilich auch die Braut des Gerichtschreibers, entgeht Karl's VII. Umarmungen nur durch eine männliche Verkleidung. Böllig vergessend, daß er Dunois eine Diversion in Paris versprach und ihm durch eine Leuchte auf einem der Thürme ein Zeichen geben wollte, stößt der König einen Schrei aus, als er plötzlich eine Beleuchtung den nördlichen Thurm erhellen sieht. Dieß ist die Veranstaltung Theresens. Um die lustigen Brüder der Universität zusammen zu rufen und seine Geliebte mit gewaffneter Hand zu entführen, erwartete Lubert nur das Lampenlicht. Aber Dunois glaubt auch, es sey das Zeichen der veranstalteten Diversion und stürmt. Der Student und seine Schar kommen an. Dunois besiegt die Engländer. Der Student lärmt auf dem Vorplatze der Kirche, und diese doppelte Befreiung eines Königs und einer Grissette wird durch patriotischen und Liebes-Tubel gefeiert. Karl VII. verheirathet Lubert an Theresen, verzeiht dem Gerichtschreiber, der es mit den Engländern hält, und der Läufer braucht sich nicht sehr anzustrengen, um sich an einem solchen Festtage zu betrinken. Die Herren Comberouffe und Hyacinthe, welche dieses Stück schrieben, werden sich nicht bei diesem ersten Schritte in dem Lustraume begnügen lassen. Das hängende Baudeville hat Glück gemacht, und so versprechen sie uns noch, wie es heißt, die Schaukel und den Luftball, deren Darsteller nicht den Fuß auf die Erde setzen werden. —

Sprechen wir von Musik in Paris, so können wir eigentlich nur vom italienischen Theater reden. In der großen Oper machen Tanz und Malerei nur zu oft die Unkosten der Vorstellung, und die modische Welt bekümmert sich gewaltig wenig um die Albernheiten unserer alten komischen Oper. Warum also bei etwas verweilen, das sie nicht kennt? Ist Ihnen das Witzwort der Grassini, jener berühmten Sängerin und Nebenbuhlerin Crescentini's bekannt? Gefällige Liebhaber wollten sie in die große französische Oper führen, in welcher sie noch nie gewesen war. Gott bewahre, sagte sie, ich werde mich doch nicht so von selbst einer solchen Gefahr aussetzen! Ich gehe nicht in Eure Alfa-

demie; so viel ich mich auch in Acht nehmen würde, es bliebe doch am Ende etwas davon an mir hängen. Im italienischen Theater finden wir also die eigentlichen Musikliebhaber. Und ihre Zahl ist nicht klein in Paris. Der Saal Favart reicht für ihren Eifer nicht hin. Wenn er voll, gedrängt voll, zugespündet ist — wenn ich mich dieses Ausdrucks eines unsers Schauspiel-Directoren bedienen darf — so bleibt doch noch immer Platz in den Corridors, und dann postieren sich die Nachzügler dahin, dort wird noch Geld gewonnen, das man recht gern gibt. Rubini, Tamburini, Lablache lassen sich durch die dünnen Bretterschläge hören und die Gucklöcher der Logen bieten ihr durchsichtiges Krystall den ehrgeizigeren Dilettanten dar, die das Vergnügen der Augen mit dem Genuße der Ohren verbinden wollen.

Moses feierte vor einem Jahre mit Rubini und Tamburini seinen Triumph. Von zehn Meilen ringsum kam man herbei, um zweimal das wundervolle Duett zu kosten. Diese beiden Kämpen sind wieder da, und Lablache ist noch dazu gekommen. Lablache, der aus der kleinen Rolle des Moses eine kolossale zu schaffen gewußt hat, der die ganze Versammlung zur Bewunderung hinreißt und sie durch die Kraft seines Ausdrucks, die Gewalt seines Organs electrirt, indem er ihr eine Cavatine ohne alle Verzierungen vorsingt, eine Cavatine, die, der Affiche nach, von Paccini ist, weil man ihr doch irgend einen Namen geben mußte, die aber eine Menge Conserter sich aneignen könnten, so sehr ist sie rechts und links gestohlen; eine Cavatine, die man noch zu hoch anschlägt, wenn man sagt, daß sie sechs falsche Pfennige werth sey. Dieses Mal macht der Ton allein die Musik, und Lablache ist vielleicht nicht böse darüber, seine ganze Stärke zu zeigen, indem er mit einem hölzernen Säbel einen siegreichen Angriff macht. Der Vortrag dieser Arie ist durchdringend; man muß die ganze Hartnäckigkeit eines Königs von Aegypten und das harte Ohr eines Pharaos haben, um solchen niederschmetternden Gründen nicht nachzugeben.

Man kann sich leicht denken, daß das weibliche Kleeblatt, aus den Damen Fink-Thor, Schulz und Amigo bestehend, neben diesen drei größten Sängern, welche die drei schönsten Stimmen auf der Erde besitzen, nicht glänzen kann. Diese Damen halten sich jedoch so viel wie möglich, um so furchtbare Gegner zu unterstützen, und das Publikum weiß ihnen für den guten Willen Dank. Iwanof füllt seine Stelle in Quintett und Quartett sehr gut aus, doch gehen beide nicht mit der Präcision, welche solche Sänger haben sollten. Das Accompagnement der Harfe reißt sie oft mit fort. Das berühmte Duett bringt stets einen wahren Fanatismus hervor. Beide Kämpen machen darin einander die höchste Kraft streitig; doch werden alle musikalischen Tollheiten bis auf die Wiederholung desselben verspart und gehören folglich nicht zum Drama. Es ist ein Divertissement, das die Künstler ihren Bewunderern ganz besonders geben.